

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 63 (1973)

Artikel: Hinter dem Gantrisch : volkskundliche Ferienerlebnisse
Autor: Kutter-Trüb, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schon zwei Jahre lang war unser Ferienziel das alte Schwefelbädli hinter dem Gantrisch, das abseits der Heerstraße in jenem stillen Tal der Sense liegt und dessen Unberührtheit stets neu entzückt.

Die Umgebung des Bades, obschon an der Poststraße gelegen, ist sehr idyllisch, voller Tannenwälder, kleiner Seen und üppiger Voralpenflora. Was aber die Landschaft so unberührt erscheinen läßt, sind die wenigen alten, verwitterten Bauernsiedlungen, deren Lichter des Nachts nur da und dort aufleuchten. Bald fand ich Einlaß in eine der nur sommers bewohnten Hütten, zur Befragung über früher und noch heute angewandte volksmedizinische Heilmittel. Diese Siedelung lag, auf zwei Seiten von einer Laube umgeben, auf einem Grat, offen allen Winden, mit herrlicher Aussicht talaufwärts nach der Paßhöhe zwischen Gürbetal und Gurnigel und abwärts dem Freiburgerland zu.

So stieg ich eines Abends nach dem Nachtessen zur Alphütte hinauf, durchquerte die noch grasende Kuhherde, die mir mit ihrer Zudringlichkeit einiges Bangen einjagte. Als ich dann beim Schein der Petrollampe mit meinem Gewährsmann davon sprach, meinte er: Das Gviecht sei so an seine Frau gewöhnt, daß es niemals eine Weibsperson angreifen würde. Ganz anders reagierten Kühe, die nur von Männern besorgt würden. Man sollte auch nie durch eine Kuhherde gehen, ohne einen Stock zu tragen. Würden die Tiere angriffig, so solle man sie in die Nähe der Augen leicht schlagen, da dort ihre empfindliche Stelle ist und sie sogleich nach einem Schlag von jeder Aggression abließen.

Sehr bald war ich heimisch bei diesen Leuten, die hier oben, Mann und Frau, fünf Sommermonate lang hausen, die andern sieben aber zur Bewirtschaftung ihres Heimwesens im Gürbetal unten brauchen. Obschon mein Volksmedizin-Fragebogen vor mir lag, konnte ich den Redefluß des sympathischen Mannes nicht in meine gewünschten Kanäle leiten. So hörte ich viel aus seinem Leben und Erleben mit allerlei Mächten, die sich wohl stets noch zwischen Himmel und Erde finden lassen.

Einen ganz großen Eindruck hinterließ bei den Leuten das Geschehen eines Gewitters. Beide beteiligten sich abwechselnd am Erzählen und stimmten in ihrer Aussage vollständig überein. Sie erzählten folgende Episode aus ihrem Älplerdasein: Beim Heuen überraschte die beiden ein starkes Gewitter. Sie begaben sich zu ihrem Hause, um die durchnäßten Kleider zu wechseln. Beim Eintritt in ihre Hütte schlägt der Blitz ein. Die Stube ist voller Dampf, Flammen züngeln der Telephonleitung entlang. Plötzlich hören die beiden alle Geräusche mit zehnfacher Lautstärke. Die Treicheln des Viehs tönen wie Kirchenglocken, die Regen-

tropfen auf dem Dach sind wahre Hammerschläge. Das beängstigt die Leute. Die nassen Kleider am Leibe sind plötzlich getrocknet, das Wechseln erübrigt sich. Um den eventuell bleibenden Gehörschaden bei der Versicherung anmelden zu können, wird der Kurarzt des nahen Bades gerufen. Dieser aber, ein bekannter, sehr gläubiger Mann, macht ihnen Vorwürfe wegen ihrer Sündhaftigkeit und verweigert das Gutachten. Anderntags erscheint der Arzt ungerufen und ist nun bereit, einen Test auszustellen. Der Bauer aber weist ihm kurzerhand die Türe.

In dieselbe irrationale Welt gehört auch ein Jugenderlebnis von Bauer W., das er mir ohne geringsten Zweifel an meiner Gläubigkeit mitteilte: Als 12jähriger Bub mußte er in einer Waldhütte das Vieh hüten, 3 Kühe und einige Ziegen. Er verpaßte den richtigen Heimweg und nahm dann den Rückweg über «das falsche Bödeli». Dort befand sich eine Stelle mit roter Erde, wo oft gegraben wurde, um sich einen Herd aufzubauen oder den Ofen damit auszustreichen. Plötzlich steht das Vieh still, es gehorcht dem Hüterbuben nicht mehr, und es ist unmöglich, die Tiere von der Stelle wegzutreiben. Nun sieht W. vor sich einen feurigen Mann vor der Grabstelle stehen, der aber zusehends immer kleiner wird und bald ganz in der Erde verschwindet. Daraufhin kann der Heimweg mit der kleinen Herde ohne weiteres fortgesetzt werden. So wird noch absolut an die Verhexung des Viehs geglaubt, und zwar sollen fast immer weibliche Personen verdächtigt werden.

Nach Heilpersonen, Quacksalbern und anderen Leuten, die mehr als Brotessen können, befragt, erhielt ich ganz verschiedene Antworten, die nicht mit unserem Verstand aufzuhellen sind und doch mit absoluter Bejahung erzählt wurden. So folgendes: Sch., ein Mann im Dorfe [Bl. im Gürbetal, hatte eine gar seltsame Fähigkeit. Er fand den Brandstifter im Oberaargau heraus und wußte auch, daß derselbe beabsichtigte, eine kleine Scheune in W. anzuzünden. W. war das Nachbardorf von Bl. So riet Sch., der prophetische Mann, bei diesem kleinen Gaden Wache zu stehen, und wahrhaftig, es fand sich derselbe Brandstifter des Oberaargaus nach kurzer Zeit dort ein und konnte gefaßt werden. Die gleiche Mannsperson eruierte auch Diebe, denen man ansonsten nicht auf die Spur kommen konnte. Kinder spielten mit einer Armbanduhr, keines wollte sie entwendet haben. Des andern Morgens lag die Uhr vor der Türe einer Mutter der spielenden Kleinen. Der Dieb war erspürt worden. Das Diebsgut ging an den rechtmäßigen Besitzer zurück.

Mich interessierte auch im Zusammenhang mit diesen unerklärlichen Vorkommnissen das Verhältnis zu den Träumen. Da hörte ich den Bescheid, daß jedesmal, wenn unser Bauer im Traum ein Roß reite oder Glocken läuten höre, dies für ihn Glück bedeute; es komme unversehens Geld ins Haus. Erscheinen aber Ziegen im Traum, so müsse man sich auf Unglück gefaßt machen.

Langsam versuchte ich nun, das Gespräch auf meine volksmedizinischen Wünsche zu leiten, und fragte etwas zaghaft nach dem in unsern Sparten so oft erwähnten Nacht-Toggeli. Ich hielt meinen Gewährsmann für solche viel bestätigten und doch unbegreiflichen Erfahrungen als wohl geeignet. «Glauben Sie ans 'Toggeli', und kennen Sie dessen Kom-

men?» – «Ja», sagte er, «daran habe ich im Vaterhaus 15 Jahre lang gelitten. Als Knecht auf der Alp war ich davon frei, ebenso in der Rekrutenschule im Wallis. Als ich aber im großen Urlaub daheim nächtigte, erschien es in der Nacht sofort wieder und belästigte mich unglaublich stark. Das 'Toggeli' sitzt auf der Brust, kommt zum Fenster herein als kleines Frauli, man hört es mit den Schuhen klappern, es kann einen auch als Frosch plagen. Zum Abwehren schoß ich immer ein offenes Sackmesser in die Tür hinein. Es mußte aber darin stecken bleiben. Das half. Alles wendete sich zum Bessern nach der Heirat.»

Noch eine kurze Schilderung einer Wundbehandlung ließ mich aufhorchen und bestätigte meine anfängliche Vermutung, daß vor Jahren in dieser Gegend noch oft in großer leiblicher Not gefühlsmäßig gehandelt wurde. Hier ein Meisterstück des Erzählers: «Bei der Heimkehr von der Alp wird der junge W. von einem unbekannten Insekt gestochen. Der Arm schwillt rasch auf, es bilden sich blaue Streifen den Adern entlang, und es schwellen auch die Drüsen in den Achselhöhlen an. Zum nächsten Arzt wäre eine Wegstrecke von 1 ½ Stunden zurückzulegen, in seinem Zustand eine Unmöglichkeit. W. läßt sich daher auf einen Stein nieder, der von Brennesseln dicht umstanden ist. Er pflückt möglichst junge Blätter ab, legt je eines auf die Stichwunde, erneuert die Auflage, sobald das Blatt vom ausfließenden Serum durchnäßt ist, und behandelt so die Wunde ungefähr eine Stunde lang. Der Arm beginnt abzuschwellen, und W. setzt seinen Heimweg genesen fort. Heute, nach Jahren, liest er in seiner Zeitung, daß Eingeborene in Übersee (wo, ist ihm entfallen), ähnliche Methoden für giftige Stiche anzuwenden pflegen.»

Vieles ließe sich noch berichten über Heilen mit Essig, mit Lehm, dem blauen, den man selber in der Gürbe, wo Schilf steht, graben muß, über das Trinken von Löffelkrauttee bei Brustaffektionen (das Kraut soll selber gesammelt werden und muß aus fließendem Wasser stammen), vom gänzlichen Genesen nach einer Lungenentzündung durch eine übermäßig gesalzene Suppe.

Langsam war es doch angezeigt, zur Veterinärmedizin überzugehen, zu jenem Gebiet, wo das ganze Herz, die ganze Liebe und Sorgfalt dieser Menschen verankert war, zum Gviecht. Ein so inniges Verwachsensein mit der anvertrauten Kreatur beeindruckte mich tief, und nun ging wirklich den beiden der Mund über von dem, wessen das Herz voll war. Vor allem gilt ja das Kalbern als großer Moment in der Viehzucht, und da zeigt sich oft in der Nachbehandlung der strapazierten Kuh die ganze Liebe des Besitzers, je nachdem dieser die tapfere Tiermutter belohnt. Wir kennen Gegenden, wo die Kalberkuh mit Haferbrei zufriedengestellt wird; nicht so bei dem Berner Bauer hinter dem Gantrisch. Da wird Brot fein geschnetzelt, 6 Eier mit einer Handvoll Salz darüber geschlagen, hernach 1 Liter roter Wein darüber gegossen, dies alles mit einem Kräuterabsud (wohl ähnlich den Putztränken aus der Apotheke) vermischt und zum Trinken gegeben. Nachher wird das Haupt Vieh mit einem Sack warm zugedeckt. Die Leitkuh soll jedesmal laut reklamieren, wenn ihr dieser Nahrungszustupf nicht sofort nach der Geburt verabfolgt wird. Die Kühe seien auf «Geistiges» sehr erpicht. Eine Kuh war so geschickt,

daß man ihr Schnaps aus der Flasche gab. Der Nabel wird mit einem Harzlumpen verklebt, damit er rasch heile. Die Nachgeburt des Kälbleins soll im Keller vergraben werden; oft soll sie auch mit Wasser gekocht als Saufutter Verwendung finden, ihres reichen Nährstoffgehaltes wegen. Der Waldhüter habe in strengen Wintern oft gebeten, die Placenta im Walde als Futter für hungernde Wildtiere auszulegen.

Die große Plage der Viehzüchter ist wohl stets die Euterpflege. Die Tille (Zitze)-Verstopfung wird einfach geheilt. Man vermischt die erste ausgemolkene Milch mit Salz, und so wird weiter gemolken. Noch eine Gefahr droht dem weidenden Vieh, das Blähen. Große Sorgfalt wird auf dessen Verhütung verwendet. Als Vorbeugung wird den Kühen und Rindern Fischtran eingeschüttet, gewöhnlich vor dem Auslassen. Blähen sie trotzdem auf der Weide, so streicht man dem betroffenen Haupt Vieh den eigenen Kot ins Maul, damit es görpse und so das Gas entweiche. Unser Bauer hat meistens selber mit einem Sackmesser das Tier an einer ganz bestimmten Stelle des Körpers gestochen, damit durch diesen Schnitt das aufblähende Gas ausströme und das Tier genesen. Es ist eine gewagte Manipulation, die sich nicht jeder zutraut, da er die richtige Stelle genau kennen muß.

Einst drohte auch das Gespenst der Maul- und Klauenseuche. Vater und Sohn W. gingen Pestwurzeln (Petasites) ausgraben, legten deren Wurzeln in das Trinkwasser des Viehs oder schütteten ihm des Abends einen Absud der Wurzeln ein. Ringsherum waren alle Ställe verseucht, derjenige meines Gewährsmannes blieb von dem Übel gänzlich verschont. Euterkatarrh, Hufschäden, Nabelbrüche der Tiere werden ähnlich wie in unsern anderen Landesgegenden geheilt, aber mein Erstaunen wuchs in den Abendstunden mehr und mehr über das immense Wissen um die Tierhaltung dieses Berner Bauern, das sich doch nur aus der großen Liebe zur anvertrauten Kreatur und aus einer wahren Berufung erklären läßt. Möchte doch noch vielen eine solche Begegnung mit dem «einfachen Leben» in unserer Industriegesellschaft beschieden werden!